

20. Kapitalistische Geschäfte

Es liegt schon einige Zeit zurück, dass Martin Steinmann eine Auswahl von Briefen des Buchdruckers Johannes Herbst, der sich Oporin nannte, in der „Basler Zeitschrift für Geschichte und Alterskunde“ veröffentlichte. Also wird hier nichts Neues berichtet, sondern es werden seit langem bekannte Texte einfach wieder einmal aus der Schublade gezogen.

Johannes Oporin lebte von 1507 bis 1568, wurde also rund 61 Jahre alt. 1535 begann er sich mit drei Partnern als Verleger zu betätigen, geistesgeschichtlich gesehen übrigens äusserst erfolgreich, da diese Gesellschaft die „Institutio“ von Johannes Calvin herausgab. Die Buchdruckkunst war damals bereits gegen 100 Jahre alt, hatte also ihre technischen und organisatorischen Kinderkrankheiten hinter sich. Modern gesagt: Setzer und Drucker, Redaktoren und Korrektoren kannten schon ihr Anforderungsprofil. Die ersten Basler Drucker waren zwischen 1468 und 1472 aufgetaucht. Die grosse Zeit des Basler Buchdrucks begann nach 1485, die klassische Zeit folgte im 16. Jahrhundert bis zur Reformation 1529. Die Drucktätigkeit Oporins fällt also in die vierte Druckergeneration, wo sich die Branche schon weitgehend strukturiert hatte, das Zusammenspiel von Buchdruckern, Buchbindern und Buchhändlern funktionierte und eben auch der Markt mit seinen Preisen und Margen diktierte, mit dem Zwang zur Neuheit und – modern gesagt – segmentierten Zielgruppen wie den Gelehrten, Schulen, reformierten und altgläubigen Lesern. Es gab das internationale Geschäft, es gab Konkurrenz und nach der Reformation eben auch obrigkeitliche Zensur.

Die von Martin Steinmann ausgewählten Oporin-Briefe sind im wesentlichen Geschäftsbriefe, sagen wenig über das grosse und kleine Weltgeschehen oder über Oporins familiären Verhältnisse aus. Aber sie erlauben gerade deshalb einen Blick über die Schulter eines Verlags- und Druckherren dieser Zeit. Sie zeigen den Unternehmer. Die Brieffreunde Oporins sitzen in Zürich, Frankfurt, Regensburg, Marburg, Magdeburg, Esslingen, Wittenberg, Augsburg, Wismar, Strassburg, Orléans, Paris und Mailand. Sie definieren damit so etwas wie den nachbarschaftlichen Raum, in dem ein Basler Drucker dieser Zeit wirkte. Spannend wird diese Geschäftskorrespondenz, wenn man sich vergegenwärtigt, dass der Buchdruck seinem Wesen nach nicht nur ein noch immer modernes, sondern eben auch – etwa im Vergleich zur Textilwirtschaft oder zum Weinhandel – ein sehr andersartiges Geschäft war. Er kannte aufeinander folgende Verarbeitungsstufen, brauchte Zwischenlager, Transporte und ein Verteilsystem. Und er musste finanziert werden, wobei man daran denken darf, dass es noch keine normalen Kredite bei Geschäftsbanken gab, so dass Oporin mehr als einmal seine privaten Silberbecher zu verpfänden hatte.

Da gab es zum Beispiel das Problem des Endverkaufspreises. Wenn der Verleger und Drucker das gedruckte Buch an einen Leser zum gleichen Preis wie an einen Buchhändler verkaufte – wovon hätte dann ein Buchhändler leben sollen? Was aber konnte der Drucker-Verleger einem Direktkunden sagen, wenn dieser das Buch zurückbrachte, nachdem er gemerkt hatte, dass Oporin es ihm teurer als dem Buchhändler verkaufen wollte? Ein Ausweg bestand darin, dass man als Verleger eben selber eine Buchhandlung führte und also Direktkäufer nur über die Buchhandlung bediente. Das tat auch Oporin. Gebundene Preise aber kannte man noch nicht.

Sorgen machten die Arbeitskräfte. Oporin spricht da von der familia typographica, die er von der häuslichen Familie (familia domestica) unterscheidet. Lehrlinge musste er, wie das bei anderen Handwerkern der Brauch war, in die Hausgemeinschaft aufnehmen. Wer setzen lernen wollte, musste sich zuerst als Korrektor bewähren. 1536 war der Arbeitsmarkt für Drucker günstig; Oporin sagte, wenn man eine volle Belegschaft haben wolle, „findt man wol all tag den oder ein andren“. 1541 lässt er noch bei fremden Druckern drucken, betätigt sich also nur als Verleger. Aber er seufzt über flüchtige Arbeit, dass oft der beste Satz beim Ausdrucken von den Druckern durcheinandergebracht werde. Er könne doch nicht ständig neben der Presse stehen. Ende der 40er Jahre aber ist er selber stolzer Besitzer einer eigenen Druckerei mit nicht weniger als sechs Pressen. Doch schon 1557 spielt er wieder mit dem Gedanken, seinen ganzen Betrieb zu verkaufen, da ihn die „endlosen Scherereien und die Unzuverlässigkeit der Arbeitskräfte“ belasten würden.

Das damalige bogenweise Drucken stellt man sich gern als einen handwerklich gemütlichen Prozess vor. Aber Oporins Briefe belehren uns eines besseren. Er weiss sich von Konkurrenten umstellt, andere lauern und wollen nicht dulden, dass ihnen jemand zuvorkommt. Ein Korrespondent schreibt Oporin Anfang Mai, dass schon im Sommer ein bestimmtes Werk vorliegen sollte, also bleiben dem Drucker für ein ganzes Buch nur wenige Wochen. Die Frankfurter Buchmesse war schon damals ein zwingender Termin, der Verleger war auf Aktualität erpicht, Oporin bekennt sich zu seiner „Gier nach Neuigkeiten“.

1567, also ein Jahr vor seinem Tod, dachte Oporin wieder einmal an den Verkauf seiner Firma und entwarf einen eigentlichen Verkaufsvertrag. Aus ihm lässt sich ablesen, aus welchen Teilen ein damaliges Druck- und Verlagsgeschäft bestand. Es waren Haus und Hofstatt, die Druckerei selber mit allem Werkzeug, sechs Pressen, Mobiliar, die Satzschriften und das Bücherlager sowohl im Haus wie bei den Buchhändlern. Dazu kamen die Illustrationen, in Holz oder Kupfer geschnitten. Im Vertrag eingeschlossen waren auch die Verbindungen zu Autoren und Händlern; Oporin verpflichtete sich, zukünftige Kontakte an seinen Vertragspartner weiterzugeben. Nur zwei Bücher wollte er

von diesem Vertrag ausnehmen: die Anatomie von Vesal und das besonders aufwendig illustrierte Werk von Johannes Basilius Herold mit den pfalzgräflichen Stammtafeln.

Ein die ganze Briefauswahl durchdringendes Thema sind die Schulden Oporins. Heute würden wir sagen, dass das die notwendigen Fremdkredite waren. Wie er nach dem Tod seiner zweiten Frau die Witwe Faustina Iselin, die Schwester des Basilius Amerbach, heiratet, legt er seinem Schwager Basilius in aller Ausführlichkeit seine Vermögensverhältnisse dar. Wir sind also in der Lage, das Eigen- und Fremdkapital eines Unternehmers dieser Zeit zu beurteilen. Drucken war nicht möglich ohne Vorfinanzierung, ohne Lagerhaltung in Schriften, Papier, Materialien, ohne Gerätepark und zu aktivierende Lagerbestände an Endprodukten, dazu kamen die laufenden Lohn- und Geräte-, Transport- und Fremdlagerkosten, kamen immaterielle Werte wie Urheberrechte (Privilegien genannt), Verbindungen und Goodwill.

Was eigentlich ist Kapitalismus? All diese Dinge unternehmerisch in ein System zu bringen, sie kalkulierbar zu machen, Kosten auf einzelne Endprodukte umzulegen und dafür sowohl eigenes wie fremdes, also verzinsbares Kapital einzusetzen. Ich denke, die Wirtschaftswissenschaftler, die sich mit der Entstehung des Kapitalismus beschäftigen, sollten wieder einmal einen Blick in die Briefe Oporins werfen.